

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 3: 7

Artikel: Mit Mann und Ross und Wagen...
Autor: Mayer, Pierre-Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Historiker werden in diesen Erinnerungen eines Genfer Soldaten an den napoleonischen Feldzug nach Russland keinen Stoff finden, um ihre wissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern. Der Verfasser hatte an den welthistorischen Ereignissen, als einer unter den 422,000 Menschen, welche Hunger und Kälte weit mehr als die Gefechte in einigen Monaten auf wenige 15,000 reduziert haben, nur einen ganz bescheidenen Anteil. Aber die 100 rührenden und grausigen Anekdoten geben uns das Leben des einfachen Soldaten so wieder, wie es wirklich war. Durch sie lernen wir die starke innere Bindung des Riesenheeres verstehen. Kameradschaft, gemeinsames Plaisir und viel erlittene Not schmiedeten die grosse Gemeinschaft des napoleonischen Heeres, eines Heeres, das trotz dem Weltkrieg einzig dasteht in der Weltgeschichte. Jeder, der Militärdienst gemacht hat, wird diese Memoiren mit besonderem Interesse lesen.

Anno 1811 im Monat Mai verliessen 200 Ausgehobene das Tor von Genf. Sie gehörten zum 35. Linien-Regiment. Unser Lager aber war in Bologna in Italien. Ich gehörte zu dieser Abteilung, und man hatte mich zum Marsch-Tambour gemacht; man hatte zusammen-gesteuert und eine Trommel gekauft, die Fr. 60 gekostet haben soll.

Mein Vater, meine Mutter und ein junges Mädchen, welches meine Liebste war, begleiteten mich bis in die Vorstadt. Die

Mädchen dieser Gemeinde weinten, wie sie ihre Freunde aus der Kinderzeit so scheiden sahen. Ich sagte ihnen: « Meine Damen, weinen Sie nicht, wir werden wiederkommen in zwei Jahren, um Sie zu heiraten! » Der Zufall wollte es, dass ich allein zurückkam von all denen, die mit mir weggegangen waren, und ich habe mein Wort gehalten; ich habe eine von jenen Damen geheiratet, die heute noch voll Leben ist und Mutter von fünf Kindern.

Meine Mutter und die Dame meines Herzens nahmen Abschied, küssten mich und weinten herzbrechend; mein Vater aber begleitete mich bis nach Thonon, welches unsere erste Etappe war. Wir richteten uns in einer guten Herberge ein, wir assen sehr gut zu Nacht und schliefen vorzüglich.

Am frühen Morgen wurde an unsere Türe geklopft, und man rief: «Auf, Tambour, auf zum Appell!» Nach einer halben Stunde waren wir alle gesammelt, bereit zum Abmarsch. Mein armer Vater hatte kaum die Zeit, mich zu küssen und mir weinend zu sagen: «Leb wohl, mein Sohn, ich werde dich nicht wiedersehen!»

So zogen wir weg, mit rasselnden Trommeln und fröhlichem Gesang. Die Eltern, die Liebste und Genf waren bald vergessen, so froh ist man, endlich unterwegs zu sein, den Tornister auf dem Rücken und die Tasche wohlgefüllt. Wir machten jeden Tag unser Stück Wegs, ohne grosse Beschwerden. Als wir nach Sitten kamen, dem Hauptort des Wallis, sah ich zwei Galgen, an denen man die Kadaver hatte hängen lassen. Die rochen unerträglich. Das fuhr mir so in den Magen, dass ich nichts essen konnte den ganzen Tag.

Dann setzten wir unsern Marsch nach Brig und über den Simplon fort. Im Dorfe Simplon liess ich meinen Tornister auf einem der Wagen zurück und empfahl ihn der Obhut eines meiner fusskranken Kameraden. Bei aller Kameradschaft hat er mir doch eine Uhr gestohlen mit einer schönen Silberkette, die Fr. 40 wert war und zwei wunderbare Rasiermesser. Als Barbier konnte er sie brauchen. Dann stiegen wir den Berg hinunter und sahen zum erstenmal die schönen Ebenen Italiens vor uns.

Ich will von einem Phänomen erzählen, das erlogen scheint, und doch ist es wahr. An einem Samstag sollten wir in einem kleinen Dorfe kampieren, kamen aber nicht hin. Es scheint, dass gegen Vesper ein fürchterlicher Hagel gefallen ist, ein Hagel, desgleichen sich niemand im Dorf erinnerte. Wir kamen am Sonntagmorgen durch das Dorf, da waren alle Dächer zerstört, und Aeste, so dick wie ein Arm, waren abgebrochen. Ich habe Hagelkörner gesehen, so gross wie Nüsse, und die haben doch die lange Nacht Zeit gehabt zum Schmelzen. Die ganze rechte Strassenseite war verwüstet, die linke aber war unversehrt.

Wie ich beinahe vom Blitz erschlagen wurde

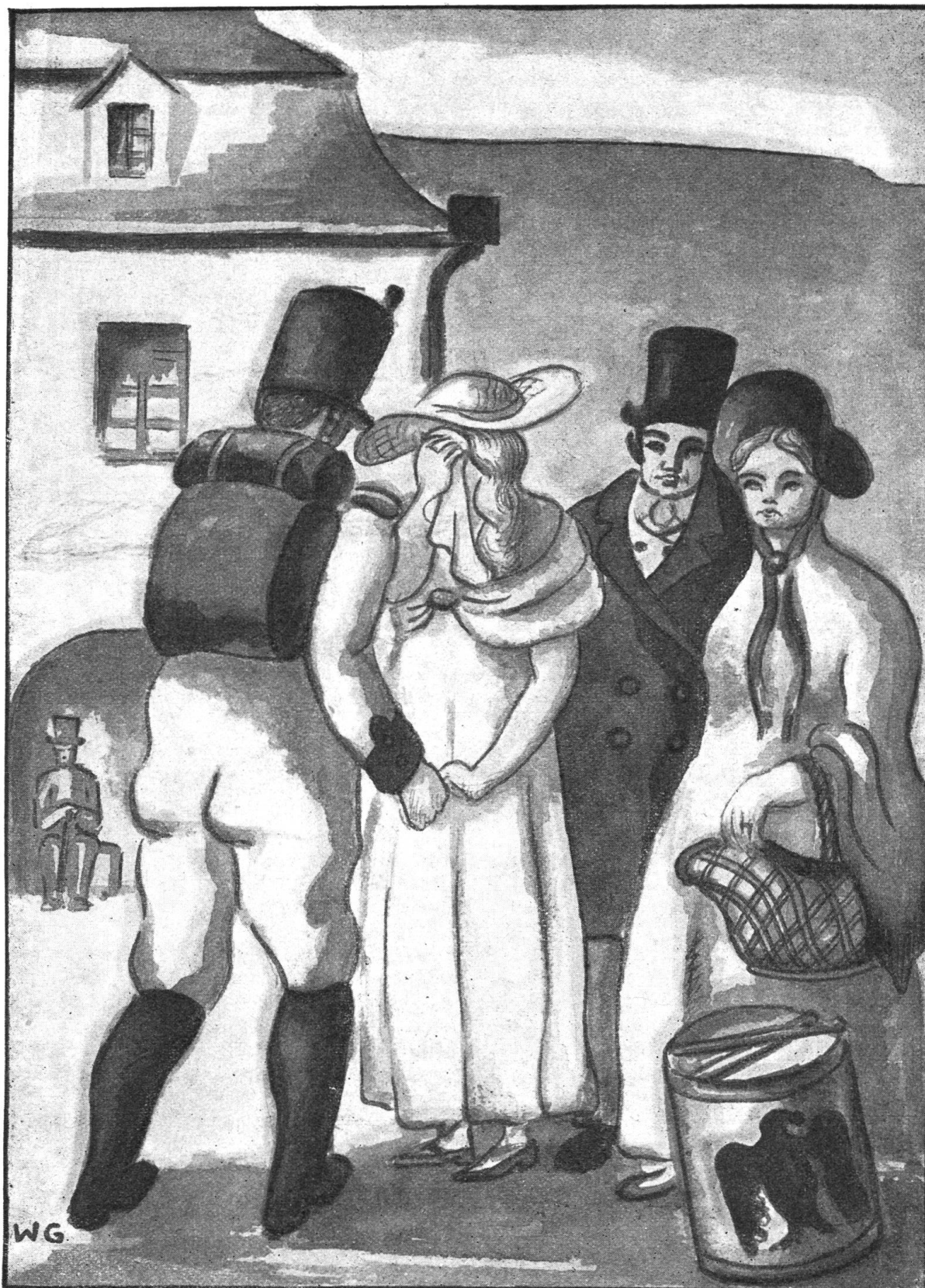
Noch etwas ist mir passiert. Als wir noch zwei Tagemärsche vor Padua waren, fuhr ein Wagen mit grosser Schnelligkeit vorbei, da kam mir die Laune, ihm nachzulaufen und hintenaufzusteigen. Der Wagen hielt am Ufer des Po. Ich fragte, wo ich wäre. Man sagt mir: «Das ist die Stadt Padua.»

Ich ging zum Ufer, wo man den Fluss in zwei Booten überquert. Plötzlich fährt ein Windstoss in die Bäume, das Wetter wird schwarz, es donnert stark, die Blitze pflügen den Himmel, und grosse Tropfen fallen.

Ich beeile mich wegzukommen; aber plötzlich schlägt ein Blitz zehn Schritte vor mir zu Boden. Ich falle um wie eine Fliege und blieb eine Zeitlang liegen wie tot. Ein französischer Dragoner, der den Wacht-dienst versah, half mir wieder auf die Beine und führte mich zu seinem Posten, wo er mich freundlich ein Glas Wein trinken liess, um mich von meinem panischen Schrecken zu erholen. Als ich so weit gesammelt war, fragte er mich nach meinen Papieren. Ich sagte ihm, dass ich einer Truppenabteilung angehöre, die erst morgen ankommen würde. Er glaubte mir, und ich bat ihn, mich in die Stadt zu begleiten, um mir eine Herberge zu zeigen, wo ich übernachten könnte. Und er war so artig und begleitete mich.

Am andern Tage gegen Nachmittag sah ich meine Abteilung kommen. Meine Kameraden waren froh, mich wieder zu sehen, denn sie hatten nicht gewusst, was aus mir geworden war.

Wir marschierten gegen Modena, wo eines von unsern Bataillonen in Garnison war. Wir kamen an einem Sonntag an, beim herrlichsten Wetter. Der lebenswürdige General schickte uns die Regimentsmusik. Diese wundervolle Musik kam uns wohl eine halbe Meile entgegen, mit einem Dutzend Tambouren und dem Tambourmajor, einem prächtigen Mann, und alle Soldaten trugen wunderschöne Uniformen. Denkt euch meine Freude! Wir zogen in Modena ein, begleitet von einem grossen Schwarme von Einwohnern. Man führte uns dann zur Kaserne, wo uns die alten Soldaten erwarteten, um uns die Hand zu drücken und uns zu sagen: «Seid willkommen, Kameraden, man hat die jungen Rekruten gern — weil sie immer Geld haben.»



„Mein Vater, meine Mutter und meine Liebste begleiteten mich . . .“

Dann führte man uns in einen grossen, gewölbten Saal, wo links und rechts unsere Betten lagen. Es war in einem Kloster, dessen Name ich mich nicht mehr entsinne. Ich legte meinen Sack auf das Bett und ging gleich wieder hinunter. Aber in der kurzen Zeit, wo ich im Saale geblieben war, hatte wohl eine Million von Flöhen sich meiner Person bemächtigt. Ich trug bis zu den Knien eine Art schwarzer Gamaschen, meine Kameraden aber waren noch übler zugerichtet; denn die waren länger im Saale geblieben als ich.

Soldatenleben

Die Grenadiere taten mir die Ehre an, die Suppe mit mir zu essen. Sie zeigten mir auch die Art, wie man sich anständig bedienen soll. Man steht vor der Gamelle (die gewöhnlich für acht Mann bestimmt ist), nimmt der Reihe nach einen Löffel Suppe, indem man einen Schritt nach vorn geht, dann einen Schritt rückwärts und den Oberkörper vornüber beugt, um die Kleider nicht zu beschmutzen. Ich dankte den Braven für die Gunst, die sie mir zukommen liessen.

Wie ich die Treppe heruntergehe, begegne ich dem Tambourmajor. Der sagte mir: «Kamerad, ich wollte dich holen, um mit dir einen Becher Wein zu trinken.» Ich antworte: «Zu Befehl, Herr Major!»

Er führte mich zur Cantine, wo wir uns einen guten Schluck Wein zu Gemüte führten. Als es aber ans Zahlen ging, wurde mein Geld nicht angenommen. Da ich noch die Trommel besass, die ich im Schweisse meines Angesichts erworben hatte, fragte ich ihn, wo man sie verkaufen könne. Wir gingen zu einem Kesselmacher. Der gab uns zwölf Franken dafür. Ich sagte: «Das ist etwas zum Vertrinken mit euren Tambouren.» Wir hielten dann eine tüchtige Mahlzeit, und diese Herren taten ihr Aeusserstes. Wir zechten und sangen wie die lustigen Brüder.

Am andern Tage sammelte man uns zur Fahnenparade. Der Oberst im Dienst behandelte uns sehr gütig. Man stellte uns alle in eine einzige Linie, der Grösse nach, und dann nahmen uns die Sergeanten einen nach dem andern, um uns in unsere Kompagnien einzureihen. Nach alledem liess man uns drei Tage ausruhen, bevor man uns zum Exerzieren führte. Wir erhielten eine weisse Weste und eine Policemütze. Wir blieben aber einen Monat ohne Gewehr.

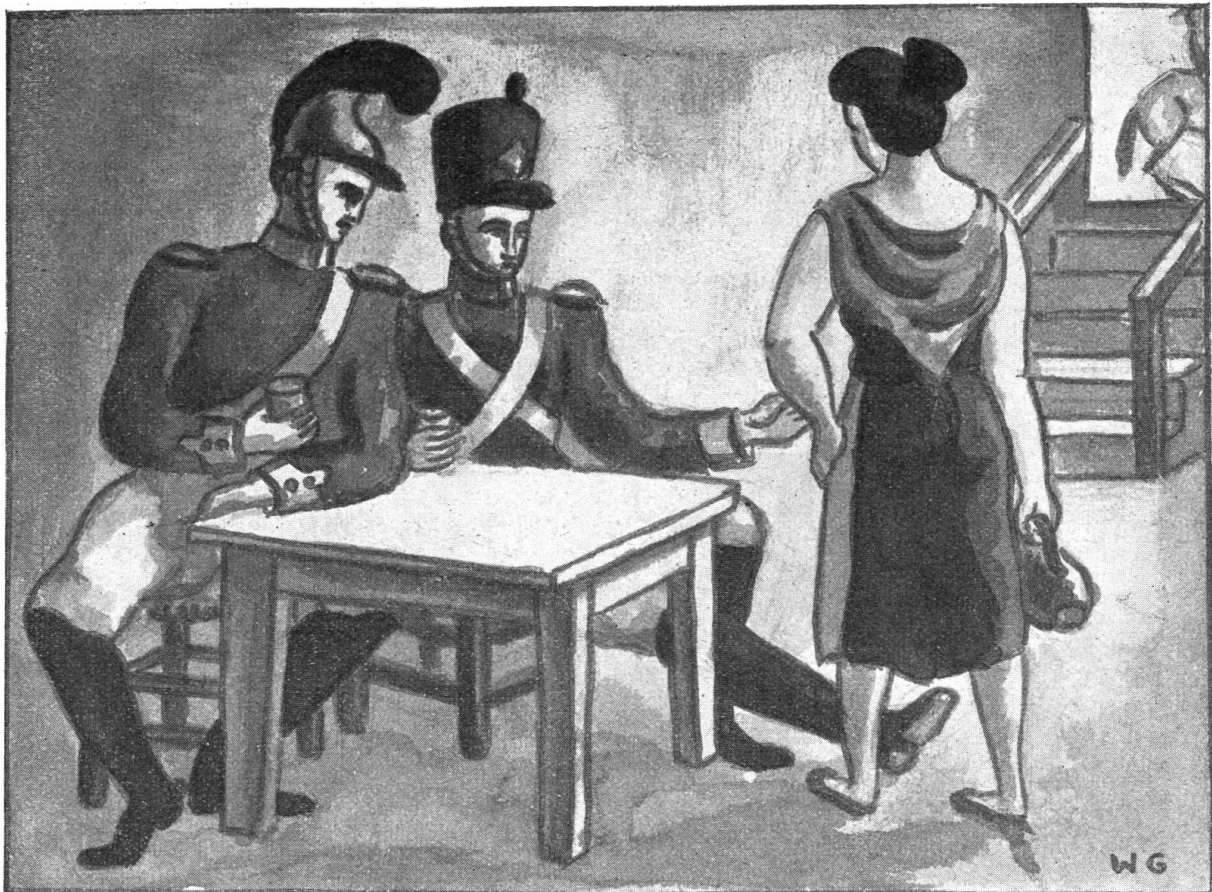
Mir gefiel das Soldatenhandwerk so ausgezeichnet, dass die Herren Instruktoren keine grosse Mühe hatten, mir ihr Wissen beizubringen. Das einzige, was mich quälte, war ein ständiges Hämmern im Kopfe, welches von einer Krankheit aus meiner Kindheit herrührte. Man hiess diese Krankheit den Grind. Um mich zu kurieren, brauchte man vierzig Klumpen Harz. Das klebt man einem auf den Kopf, um es einmal in der Woche abzureissen. Ich glaube kaum, dass man eine grausamere Marter für dieses Leiden erfinden kann. Aber nach und nach ging das vorbei, und ich wurde so geschickt im Manipulieren des Gewehrs, dass ich als Allerweltskerl gelobt worden bin.

Eines Tages liess mich der Major auf der linken Seite einer Kompagnie Grenadiere aufstellen. Da stand ich denn ganz vorn auf der Linie und machte meine Sache vortrefflich. Der Herr Oberst war gegenwärtig an diesem Tag und fragte mich, warum ich meine Epauletten nicht trüge. Der Major musste ihm sagen, dass ich ein neu angekommener Rekrut sei. Der Herr Oberst schaute mich lange an und nickte beifällig, was zur Folge hatte, dass ich nur noch zweimal in der Woche zum Exerzieren antreten musste, anstatt zweimal im Tage wie meine Kameraden.

Am andern Tage beim Mittagsappell fragte man mich, ob ich schreiben könne. Der Herr Oberst hatte fragen lassen. Ich gab meine Schrift, die sicherlich nicht schön war; aber das hinderte nicht, dass ich zum Korporal ernannt wurde, was mir sehr viel Ehre einbrachte; denn ich war der Erstbeförderte von allen frisch zum Regiment gekommenen Rekruten. Diese Ehre hat aber nicht lange gedauert; denn kurz vor meiner Ernennung kam eine Bestimmung des Kaisers heraus, dass man für den Korporalsrang zwei Jahre Dienst und für den eines Sergeanten gar vier Jahre machen müsse. So wurde ich wieder gewöhnlicher Soldat, kommandierte aber doch zwölf Mann beim Exerzieren, die mit mir Genf verlassen hatten.

Eine Hinrichtung

Die grosse Hitze machte mich krank. Man gab mir einen Lazarettzettel; aber nach vier Tagen schon langweilte ich mich so, dass ich die Entlassung verlangte. Man hielt mir vor, dass ich noch zu krank sei zur Entlassung, und so blieb ich denn noch zwei Tage.



*„Das flosste mir einen solchen Abscheu vor den leichtsinnigen Frauenzimmern ein,
dass ich Italien verlassen habe, wie ich hineingekommen bin . . .“*

Bei der Entlassung kam ich auf einen grossen Platz von Modena, auf dem viele Leute versammelt waren. Man sagte mir, dass vier Menschen geköpft würden. Ich fragte nicht, was sie gemacht hätten, denn das kam zu oft vor. Ich blieb also, um zuzusehen wie die andern. Es schlug zehn, und einen Augenblick danach schlug die Glocke einen einzigen Schlag. Da waren alle Augen auf das Gefängnistor gerichtet, aus dem ein armer Teufel kam, bleich wie der Tod und begleitet von einem Trupp Gendarmen und vom Henker. Ein zweiter Henker wartete auf dem Gerüst, mit aufgestülpten Ärmeln und einem schwarzen Gurt, an dem in der Scheide ein grosses Messer hing. Als der Verurteilte auf der Guillotine war, packte ihn der Henker bei den Haaren und zog ihn durchs Loch, worauf das fallende Messer den Kopf abschlug, den er ganz blutig der Menge zeigte. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich viermal.

Aber das vierte Mal passierte etwas Fürchterliches: Das Messer der Guillotine schlug den Hals nur zu zwei Dritteln durch. Man war genötigt, es wieder hochzuziehen, und der Henker nahm das Messer, das ihm an der Seite hing, um den Kopf vollends vom Rumpfe zu trennen, was das Publikum sehr empörte. Die Toten wurden dann in einen Sarg gelegt, um von den angeketteten Galeerensträflingen beerdigt zu werden.

Mein zweiter Dienst war im Militärspital. Man stellte mich als Wache auf den Hof. Das erste, was mir in die Augen fiel, war ein grosses flackerndes Feuer und ein riesiger, halbgefüllter Kessel. Ich dachte mir, das wäre, um die Suppe für die Kranken zu kochen; aber was sah ich! Man warf die Körper der Toten in diesen Kessel! Ich erkundigte mich, warum man sie da hineinlegte, und man sagte mir, das würde gemacht, um Fett daraus zu gewinnen, und dieses Fett würde als Wagenschmiere ver-

kauft. Man sagte mir auch, dass diese Soldaten an geheimen Krankheiten gestorben seien. Das floss mir einen solchen Abscheu ein vor den leichtsinnigen Frauenzimmern, dass ich Italien verlassen habe, wie ich hineingekommen bin.

Es gab Tage, wo man uns ohne Waffen hinausführte. Das empfand ich als grosses Glück. Nachdem man uns ein gutes Stück Wegs spazieren geführt hatte, machte man Halt in einer schönen Wiese, immer in der Nähe einer Schenke, wo man essen und trinken konnte. Nachdem man wohl ausgeruht war, begannen die Soldatenspiele, die gemacht sind, um sich zu amüsieren: Das «Entenspiel», das «Rattenspiel» und andere mehr, die sehr lustig sind. Es waren Offiziere da, um die Ordnung zu überwachen, und diese Herren gaben uns Preise für Wettläufe. Es war selten, dass ich nicht einen der ersten gewann. Der erste Preis war drei Franken und die andern je einen Franken weniger. Dann gab es Hochsprünge. Wir waren zwei in unserm Bataillon, die bis zur Höhe meines Mundes sprangen. Ich bin aber fünf Fuss und zwölf Zoll hoch. Da war auch ein Graben fünfzehn Fuss breit und voll Schmutz. Ein Offizier zeigte mir ein Zweifrankenstück und munterte mich auf, hinüberzuspringen. Ich hatte den guten Gedanken, mich ganz ausziehen und sprang über den Graben wie eine Gemse. Darauf erbot sich ein Sergeant, in den Kleidern hinüberzuspringen. Er fiel mitten hinein, wie ein Schwein in den Dreck. Da lachten alle, und er war so dumm, sich darüber aufzuregen. Er war ein Mann mit Auszeichnungen, stolz wie ein Hengst und giftig wie die Galle, so dass sich alles über ihn lustig machte. Nach diesen Spielen ging es wieder in die Stadt zurück, wo uns ein guter Schmaus erwartete. Noch nie sind Rekruten so gut behandelt worden! Befehl des Obersten war, keine unhöflichen Worte unter uns zu dulden; er sagte, die Achtung sei die erste Triebfeder des Soldaten.

So hatten wir sechs Monate Vergnügen, vor allem diejenigen, welche fühlten wie ich. Es gab aber auch arme Teufel von Rekruten, welche Heimweh hatten und im Schlaf ihrer Mutter oder ihrer Liebsten riefen. Ich aber beschäftigte mich hauptsächlich mit Singen und mit dummen Streichen, so dass mein Name bald im ganzen Regiment bekannt war. Ein Hauptmann der Grenadiere sagte eines Tages, laut genug,

dass ich es hörte: «Wenn ich hunderttausend Mann hätte wie ihn, würde ich die Reise um die Welt machen!» was natürlich sehr schmeichelhaft war für mich.

Soldatenstreiche

Ich war der Erfinder von allen möglichen Streichen. Wir hatten einen, genannt Beneset, ein junger Kerl, keine fünf Fuss hoch, der sprang so hoch wie ich; aber er war unsauber und wurde oft gestraft, nur nützte die Strafe bei ihm nicht viel, denn er war Philosoph und sagte seinen Obern: «Schickt mich wieder heim, meine Mutter fand mich gut wie ich bin, und wenn alle Soldaten wären wie ich, liessen sie sich nicht wie die Schafe zur Schlachtbank führen.» Er wurde aber nie böse.

Eines Morgens schlief er fest, und da er nackt lag, ohne Hemd, wie das so Sitte ist in Italien, wo die Hitze und die Flöhe einen quälen, machte ich einen Plan und erklärte ihn drei Allerweltskerlen wie ich. So nahmen wir jeder einen Zipfel des Bettuches und trugen ihn in den Fluss vor der Kaserne. Zwei Korporäle wurden mit Besen bewaffnet, und kaum war unser Kamerad im Wasser, so wurde er auch schon kräftig mit den Besen bearbeitet. Da hätten ihr diesen Fisch sehen sollen, wie er sich wehrte und wand in dem Leintuch! Die Soldaten aber standen im Kreis um ihn herum und brüllten, wie wenn ein Haifisch gefangen worden wäre. All das aber nahm unser Mann von der guten Seite und meinte nur: «Ohne euern Lumpen von Kaiser wäre mir das alles nicht passiert, da würde ich die Kühe hüten bei uns zu Hause. Aber macht nur weiter, wenn es euch Vergnügen macht; denn lange werdet ihr mich nicht mehr haben!» Und er hat auch Wort gehalten. Sechs Monate später habe ich ihn nicht mehr gesehen. Ich habe manchmal noch an den braven Kerl gedacht, der seiner Stellung als Mann bewusst war. Welch ein Unterschied gegen diese feilen Schmeichler, die sich ducken wie Hunde vor ihren Obern, all diese Bürstenbinder, die in das Spital fallen wie die Fliegen ins Bleiwasser, sobald die Gefahr naht!

In Modena war eine Galeere, bei der ich Wache stand. Unser Wachkorps war aber draussen, und wir durften sie nur mit Erlaubnis betreten. Ich verschaffte mir eine von meinem Hauptmann. Bevor ich hineinging, fragte mich der Wächter, ob ich kein

Geld abzugeben hätte. Ich fragte ihn, weshalb. Er sagte mir, dass die Galeerensträflinge mir das Geld stehlen würden, ohne dass ich es merkte. Ich gab es ihm, weil das in der Bestimmung war; aber ich glaubte doch nicht daran. Ich habe dann die langen Säle besucht, wo ein Bettlager die ganze Längsseite des Saales einnimmt. Diese Säle sind mit grossen Steinplatten bepflanzt. Eine schwere Kette durchquert den Saal und ist an einer Winde befestigt. Ueber Nacht haben alle Sträflinge eine Kette an den Füssen mit einem grossen Ring. Die Kette wird durch diesen Ring gezogen und dann an der Mauer festgemacht. Im Fall einer Revolte wird die Winde gedreht; dann hängen alle Sträflinge an einem Bein in der Luft. Ich fragte ein paar von diesen Unglücklichen. Sie waren alle unschuldig. Es waren da sehr gebildete Kommis und ein paar Priester. Was eigentümlich dabei ist, das ist die Ordnung und die grosse Sauberkeit.

Ich treffe einen Landsmann

Jetzt weiss ich nichts mehr über Modena. Ich lasse also das Bataillon nach Bologna abmarschieren.

Wir marschierten also am andern Morgen ab, mit klingendem Spiele. Die Herren Offiziere und Unteroffiziere und ihre Liebsten nahmen mit Tränen in den Augen rührend Abschied, sie küssten sich und versprachen, sich bald wiederzusehen. Wir hatten volle acht Meilen zu marschieren, und so kamen wir erst am Nachmittag und sehr müde an. Man führte uns in die Kaserne, um das Bataillon zu ersetzen, dem wir unterwegs begegnet waren und das unsern Platz in Modena einnahm. Ach, man grüsste sich, ohne anzuhalten, ohne den Landsleuten die Hand drücken zu können. Da wir, wie ich schon erwähnte, sehr müde ankamen, legten wir uns ein wenig auf die Betten, was eigentlich nicht erlaubt ist; aber an diesem Tage hielt man uns ziemlich frei. Gegen Vesper hatten wir dann ein feines Essen. Wir erhielten Reis, in dem der Löffel stecken blieb.

Am andern Tage durften wir ausruhen. Wir besuchten die grosse Stadt Bologna, welche eine der ersten Städte von Italien ist.

Noch eine angenehme Ueberraschung: Eines Tages, als ich zwölf Mann befehligte, bemerkte ich einen Herrn, der uns ständig beobachtete. Endlich erkannte ich ihn. Er war Genfer. Beim Ausruhen stellte ich

mich vor und fragte ihn nach der Zeit. Er entgegnete, indem er lächelnd die Uhr zog: «Braucht ein Soldat die Zeit zu wissen?» Ich sagte ihm: «Mein Herr, Sie sind Genfer!» «Jawohl, mein Freund, wenn du es wissen willst.» Daraufhin sagte ich ihm, dass ich auch Genfer sei.

Der Herr war Gerber, er hiess Michelle und hatte meinen Vater gut gekannt. Er lud mich auf den ersten freien Sonntag in seine Herberge ein und bewirtete mich ein paarmal tüchtig. Ich habe ihn dann in Genf wieder gesehen, als ich von Russland zurückkam, da war er in einer Wirtschaft in Plainpalais. Ich trank einen tüchtigen Schluck mit ihm, und als er zahlen wollte, nahm ich sein Geld nicht an. Er fragte mich, warum. Da sagte ich zu ihm: «Zwei Berge kommen nicht zusammen, wohl aber können zwei Männer zusammenkommen», und ich gab mich zu erkennen. Seit der Zeit sind wir dann immer Freunde geblieben.

Ich habe einen schönen Ballonaufstieg gesehen. Der Oberst hatte ein ganzes Bataillon aufgeboden, um die Leute zurückzuhalten. Es war an einem Sonntag beim prächtigsten Wetter. Der Herr, der den Ballon aufsteigen liess, war ein Buchhändler von Bologna, und ich glaube der grösste. Er setzte sich in die Gondel und stieg in schwindelnde Höhe. Man sah den Ballon nur noch so gross wie eine Strumpfkugel. Nachdem er so ein paar Stunden in der Luft herumspaziert war, kam er wieder an dieselbe Stelle zurück, wo er aufgestiegen war, begrüsst vom Jubel der Einwohner.

Die Soldaten unseres Regiments hatten das Glück, einen berüchtigten Räuberhauptmann gefangen zu nehmen und kriegten ein schönes Fanggeld dafür. Der Mann ist kurz darauf zum Tode verurteilt worden. In Bologna setzt man den Verurteilten in einen schwarzen Karren und verbindet ihm die Augen. Man fährt ihn zur Guillotine, die so hoch ist wie der Karren, und wenn der Karren hält, erhebt sich der Verurteilte, der Henker packt ihn bei den Haaren, drückt ihn ins Loch, und sein Kopf wird abgeschnitten, prompt wie der Blitz.

Wie ich beinahe vor Kriegsgericht kam

Es war ums Neujahr 1812, da kam ich auf den Gedanken, alle Genfer zu sammeln, um das Fest zu feiern und den Neujahrschmaus abzuhalten. Ich liess mir drei Fran-

ken geben pro Kopf. Aber da waren einige, welche die drei Franken nicht besaßen; die reichsten haben dann für sie bezahlt. Leider waren wir nicht vollzählig, weil noch Genfer in Modena waren. Schliesslich konnten wir auf ein halbes Hundert rechnen, und es handelte sich nur noch darum, die Erlaubnis von unserm guten Herrn Oberst Bresent zu erhalten. Ich wurde beauftragt, ihn zu fragen. Er empfing mich wie ein Vater und gab mir dann auch die Erlaubnis, aber unter der Bedingung, dass ich für alle Unannehmlichkeiten verantwortlich sei; zudem sollte ich auch für alle meine Kameraden haften. Wir hatten den ganzen Tag für uns, nur sollten wir beim Abendappell antreten, und zwar nicht betrunken. Wir hatten aber einen Sergeanten, der hiess Delaitre; dieser Galgenvogel war keinen Sou wert und hielt uns knapp wie die Hunde. Wir sassen ausserhalb des Tores, in der Herberge «zur Katze». Die Unteroffiziere kamen uns besuchen, und wir hiessen sie alle ein Glas mittrinken; ich riet aber meinen Kameraden, dem üblen Sergeanten nichts anzubieten, was sie denn auch alle befolgten.

Beim Rasseln des Abendappells kam er unglücklicherweise in den Saal, wo wir versammelt waren, alle sehr fröhlich, aber keiner betrunken. Der Sergeant begann uns abzukanzeln und brüllte: «Verdammte Rekruten! Es hat wohl viel gebraucht, um herzukommen?» Ich gab ihm den guten Rat, sich am Neujahrstag nicht zu ärgern, denn das bringe Unglück. Er hiess mich schweigen, was ich aber nicht tat. Da fuhr er auf mich los wie ein Verrückter, mit gezogenem Säbel, und schlug mich mit der Flachseite. Ich aber, der nur das Naturrecht kennt, vergass, dass er mein Vorgesetzter war. Ich fiel über ihn her, entwaffnete ihn und bedachte ihn mit einer tüchtigen Tracht Prügel, dann packte ich ihn an Hosensoden und Kragen zugleich und warf ihn unter mein Bett wie einen Buben. Da kroch er dann hervor, wie einer, der beinahe ertrunken ist. Er schrie nach der Wache, die nicht auf sich warten liess, und man führte mich ins Haftlokal, das sehr wohl den Namen «Schweinestall» verdiente. Es war stockfinster. Ein erstickender Geruch schlug mir entgegen, ich spürte eine zwei Zoll hohe Pisslache. Tastend fand ich endlich die Lagerstelle, stöberte aber gleichzeitig einen Mann auf, der aufwachte und fragte: «Wer

stört mich da?» «Ein braver Bursche», antwortete ich. «Es ist Mayer.»

«Willkommen, Kamerad,» entgegnete er, «ich fürchtete schon, man würde mich allein lassen.»

Und so fingen wir an zu plaudern, von diesem und jenem. Er war früher Fourrier gewesen, jetzt war er Tambour, wurde aber oft wegen Trunkenheit gestraft. Gegen elf Uhr kam der Feldweibel von einer Zecherei zurück. Er liess sich das Haftlokal öffnen, hielt eine Kerze in der Hand und begann mich grob zu beschimpfen. Schliesslich sagte ich ihm, er solle mich in Ruhe lassen, er langweile mich, und ich sei nicht in der Stimmung, Predigten anzuhören. Da er betrunken und wütend war, wollte er mich schlagen. Er kam aber an den Rechten. Prompt wie der Blitz applizierte ich ihm einen wohlgezielten Fusstritt in den Hintern, der ihn der Länge nach in die Pisslache legte, worauf ich ihm noch liebenswürdig sagte, das sei mein Neujahrs-geschenk. Leider löschte die Kerze aus, so dass ich nicht einmal sehen konnte, wie hübsch er zugerichtet war. Nach diesem Vorfall legten wir uns schlafen.

Am andern Tag, am frühen Morgen, liess mich Herr du Bois, mein Hauptmann, aus dem Haftlokal holen und in die Cantine führen, wo er mich mit Schnaps traktierte. Er liess mich erzählen, wie alles zu- und hergegangen sei mit dem Sergeanten und dem Feldweibel. Und weil mich der Hauptmann wohl leiden mochte, vertrat er auch meinen Fall beim Obersten. Ich sollte eigentlich vor ein Kriegsgericht gestellt werden; aber ich hatte erst sechs Monate Dienst, und dann liebten mich auch meine Vorgesetzten sehr wegen meiner Fröhlichkeit. Schliesslich wurde ich zu vierzehn Tagen Arrest verurteilt. Ausserdem sollte ich die Dreckarbeiten machen im Quartier und zweimal im Tage exerzieren mit einer schwarzen Gamasche an einem Bein. Weil ich mich aber im Rechte fühlte, wollte ich nichts tun und meldete mich krank. Der Chirurg kam mich besuchen und meinte: «Sie haben eine Fuchskrankheit, Sie ässen gern ein Huhn.»

Es galt, uns zu beschäftigen, um uns zu zerstreuen. Der Tambour, der sehr bewandert war in der Arithmetik, schlug mir vor, rechnen zu lernen. Ich verschaffte mir Papier und Tinte, und dann machten wir uns an die Arbeit. Ich kannte nur die Addition:

aber nach diesen vierzehn Tagen beherrschte ich alle vier Rechnungsarten und die einfachen Brüche, was ich auch fünfunddreissig Jahre nachher nicht vergessen habe.

Wir blieben noch einige Zeit in Bologna und marschierten am 29. Januar 1812 ab.

Gestörte Nachtruhe

Nach mehreren Etappen kamen wir nach Mantua, einer stark befestigten Stadt. Die alten Soldaten zeigten mir die kleinen Befestigungen auf der rechten Strassenseite und sagten mir, dass mehr als vierzigtausend tapfere Franzosen in dieser Gegend gefallen seien. Es war an einem Sonntag, und es regnete den ganzen Tag; wir gingen im Wasser bis zu den Knöcheln.

Ich wurde sehr schlecht logiert. Man steckte mich und meinen Kameraden in einen Speicher mit zwei Bündeln Stroh und zwei Decken. Man bot uns nicht einmal ein Glas Wasser an. Wir mochten uns nicht die Stadt ansehen, so schwarz und schmutzig schien sie uns. Am übernächsten Tage marschierten wir ab. Es regnete wieder den ganzen Tag, und wir kamen in Verona an, als die Kerzen angezündet waren. Man liess uns durch die ganze Stadt marschieren, um uns in einer Kaserne unterzubringen, wo auf den Pritschen nur Strohsäcke lagen. Da wir nass waren wie die Mäuse (selbst die Sachen in unsern Tornistern waren nicht verschont worden), begann ich mich auszuziehen und pudelnackt meine Kleider zu trocknen, die ich so gut als möglich aufhängte. Dann kroch ich, so gut ich konnte, durch den Matratzenschlitz ins Stroh, ob schon mich die Strohhalme ordentlich stachen. Der Schlaf überwältigte mich, und ich schlief so fest wie in einem Federbett. Ich hatte aber keine halbe Stunde geschlafen, als mich ein Korporal aufstiess und mir befahl, aufzustehen, um Decken und Tücher zu holen.

Ich wollte mich nicht derangieren, und ich sagte ihm, dass diejenigen gehen könnten, die Decken brauchten, ich hätte keine nötig und bliebe in meinem Strohsack.

«Ich werde Sie schon wieder zu finden wissen!» sagte der Korporal.

Und das tat er auch; denn gegen Mitternacht weckte er mich und sagte: «Mayer, Sie müssen zum Patronenfassen!»

Da schien mir ein Widerspruch nicht angebracht. Ich stand sofort auf, zog mein nasses Hemd über den schön angewärmten

Körper, was ein bezauberndes Gefühl auslöste. Ich durchquerte ein zweites Mal die ganze Stadt, bei strömendem Regen und heftigem Wind. Wir wurden zum Pulvermagazin geführt, und nachdem so gegen Morgen die Reihe zum Fassen an uns kam, nahmen wir unsere Patronen in Empfang. Wir erhielten 62 Patronen pro Gewehr, die wir bis nach Russland getragen haben.

An einem Sonntagabend waren wir in einer Wirtschaft; ich begann eben zu singen, als mir der Wagenmeister einen Brief brachte, der von Genf kam. Dieser Brief trug ein schwarzes Siegel, ob dem mir das Wort im Munde stecken blieb. Ich begann den Brief zu lesen, in dem man mir viele Grüsse ausrichtete von meinen Eltern; aber man sagte mir darin auch, dass mein Vater schwer krank sei, und da ich nur diesen Brief erhalten habe, nahm ich an, dass mein Vater inzwischen gestorben sei. Und so war es auch.

Parademarsch

Wir marschierten über Trient gegen München, der Hauptstadt von Bayern. Als wir aber vor die Stadt kamen, durften wir nicht hineingehen; so logierten wir in der Umgebung. Ich glaube, dass nur die Herren Offiziere das Recht hatten, in der Stadt zu logieren. Ich wurde mit vielen andern in einem grossen Gebäude untergebracht. Wir wurden gut gebettet und gepflegt. Wir blieben aber nur ein paar Tage in der Umgebung von München. Eines Mittags erhielt unsere Kompagnie den Befehl zum Abmarsch. Wir durchquerten einen grossen Wald, in dem wir viele Hirschen und Hasen gesehen haben. Wir schätzten, dass der Wald wohl drei Meilen lang sein mochte, wo wir ihn durchquerten.

Wir stiessen auf ein kleines Holzhackerdorf, wo wir zu zweien logiert wurden. Aber kurz darauf schlugen unsere Tambouren Appell. Man gab uns Befehl, uns zum Abmarsch bereit zu machen. Bald waren wir gesammelt, und weiter ging es mit dem Tornister auf dem Rücken. Plötzlich änderte sich das Wetter, es begann zu donnern, und ein heftiger Wind, mit Regen gemischt, begleitete uns. Die braven Bauern zündeten Harzklumpen an, um uns zu führen. Solange diese Fackeln brannten, ging es auch nicht schlecht; aber gegen 10 Uhr waren sie alle erloschen. Wir waren wie in einem Keller, der keine Fenster hat; glücklicher-

weise liessen uns die Blitze von Zeit zu Zeit den Weg erkennen.

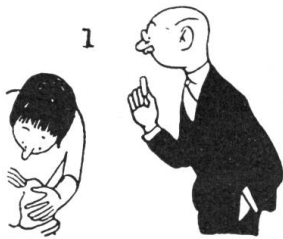
Wir marschierten die ganze Nacht, schlugen uns Beulen an den Bäumen und riefen uns zu. Wir haben nie eine schrecklichere Nacht erlebt. Als wir aus dem Walde kamen, wurde es endlich Tag; aber wir mussten eine gute Stunde auf die Nachzügler warten, um das Regiment zu erreichen. Und wozu hat man uns so gehetzt? Nur, um vor dem Marschall Junot Parade zu machen, dessen Extravaganzen wir noch oft

verwünscht haben. So schindet man die jungen Soldaten! Wir mussten aber noch zwei volle Stunden auf die Parade warten, und während dieser Zeit schlug uns der Regen ins Gesicht und kalter, heftiger Wind. Danach machten wir uns wieder auf den Weg, um eine Etappe von sieben Meilen zu klabbern, so dass wir 36 Stunden den Tornister auf dem Buckel hatten, was mich ordentlich singen liess: «Soldatenleben, hei, das heisst lustig sein!»

(Fortsetzung folgt)

Mein Film

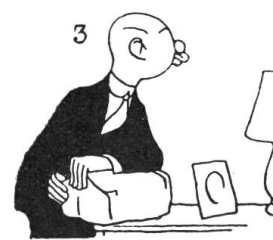
G. Williams



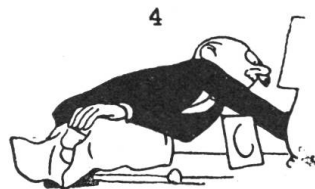
1
Beobachtet Frau, wie sie ein Weihnachtspaket verschnürt. Macht den Vorschlag, ihm die Arbeit zu überlassen.



2
Macht das Papier wieder auf und packt von neuem, gerade so, wie es vorher auch gewesen war.



3
Bemerkt, dass Schnur am andern Ende des Tisches auf einer Stuhllehne liegt.



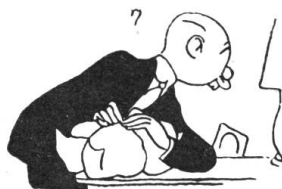
4
Lehnt sich über den Tisch für Schnur. Ein Ende des Paketes geht wieder auf.



5
Beginnt wieder einzupacken und nach einigen Schwierigkeiten bringt Schnur um Paket.



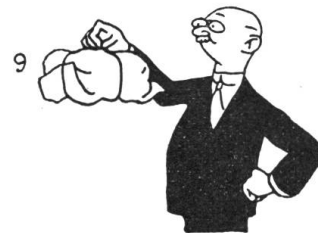
6
Ruft Frau zu kommen, um ihren Finger auf den Knopf zu halten. Frau hört nichts.



7
Versucht, ohne Hilfe fertig zu werden. Stösst dabei Photographie-Rahmen vom Tisch herunter.



8
Beim Versuch, Photographie-Rahmen zu retten, verliert Ende der Schnur und Paket geht wieder auf.



9
Wird endlich fertig, hält Paket stolz mit zwei Fingern, als Frau hereinkommt. Schnur zerreisst.